



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fredrich, C.: Vom Ägäischen Meere . 1. Eine vergessene Insel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Dom Ägäischen Meere

Von E. Fredrich in Posen

1. Eine vergessene Insel



enig Meere auf Erden mußten die Anwohner in gleicher Weise locken, sich auf schwankem Riele auf sie hinauszuwagen, wie das Ägäische. Vom Festlande zur Insel, von Insel zu Insel und wieder zum Festlande führen kurze Fahrten, die auch auf gebrechlichen Fahrzeugen ausgeführt werden können. Die Bedeutung dieser Seewege, die die Landbrücke einer vergangenen Erdperiode ersetzen, für die griechische Kolonisation ist oft betont worden. Sie wahren heute noch ihren alten Wert: die ein- oder zweimastigen Raiks und Fischerboote durchkreuzen die See in allen Richtungen der Windrose; wer sich längere Zeit auf ihr herumtreibt, findet nach Wochen und Monden im entlegnen Hafen alte Bekannte wieder, die mit fremden Waren oder auf eignes Risiko Handel treibend dorthin gelangten. Auch neben dem griechischen oder dem türkischen Küstendampfer, den kleinen Raften, die gewöhnlich schwank sind wie die Lade, in der die unglückliche Auge auf demselben Meere trieb, deren engen Raum man nur noch mit Menschen, Tieren, Ungeziefer und Waren teilen muß, auch neben diesen behaupten sie ihren Platz. Den meisten der Inseln nahen auch heute noch sie allein. Es sei abgesehen von den zahlreichen Eilanden, die in der guten Jahreszeit von den Nachbarn als Viehweide benutzt werden, sonst verlassen sind, von jenen, die nur ein ärmliches Kloster mit wenig Insassen tragen; auch große Inseln mit Hunderten und Tausenden von Bewohnern sind nur durch dieses immerhin primitive und zuzeiten gefährliche Beförderungsmittel mit der Außenwelt verbunden. Das sind freilich fast nur Inseln, über die die Fahne mit dem Halbmond weht; die Türkei steht immer nur irgendwie gezwungen im Zeichen des Verkehrs, während die griechische Küstenschiffahrt gerade wegen ihres Aufblühens schwer unter allzu großer Konkurrenz leidet. So ist denn eine Insel wie Psara — das alte Psyra, nordwestlich von Chios —, das im griechischen Aufstande hervortritt, nur deswegen heute noch geologisch und archäologisch unbekannt, weil es so schwer zu erreichen ist. Ebenso unbekannt war eine andre Insel, deren Flächeninhalt immerhin auf 43 Quadratkilometer berechnet wird, die sich über 100 Kilometer nördlich von Psara und 30 Kilometer südlich von Lemnos aus der See hebt. Dort im nördlichen Ägäischen Meere drängt sich nicht mehr Eiland an Eiland, wie im Süden die Kykladen um die heilige Delos; zerstreut finden sich einige nahe an der Küste Thessaliens und werden deshalb gewöhnlich Nördliche Sporaden genannt, nordöstlich von ihnen aber liegen nach der thrakischen Küste zu vier stattlichere Schwestern: die schon genannte Lemnos, Imbros, Samothrake und Thasos. Sie sind reich an Naturschönheiten und an Resten des Altertums, interessant durch ihre Geschichte,

aber sie sind fast unbekannt, weil auch sie der Dampferverbindung untereinander völlig entbehren, und vom Festlande nur Thasos von Kavalla her, Lemnos von Smyrna her zu Schiff erreichbar sind. Schwärmer für südliche Natur und Griechentum, wie Franz von Vöher es war, der in den siebziger Jahren mit dem Segelboote dieses Meer von der thrakischen bis zur troischen Küste durchstreifte (Griechische Küstenfahrten, 1876), sind selten. Eher werden wissenschaftliche Reisende die vielen Beschwerden einer solchen Fahrt auf sich nehmen. Auch sie sind nicht zahlreich gewesen. Als es Alexander Conze im Jahre 1857 unternahm, als erster jene vier großen Inseln im thrakischen Meere zu besuchen und zu erforschen, da war das Wagnis größer als heutzutage, da mußte er von Kavalla nach Thasos, von Insel zu Insel und schließlich zur Troas segeln. Mir standen im Jahre 1904 bei der Wiederholung der Reise im Auftrage der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin wenigstens zu Beginn und am Schlusse die erwähnten Dampferlinien zur Verfügung.

Am 30. April Abends war ich glücklich in Kastro auf Lemnos der launenhaften „Sophia“ entstiegen, der ich mich zwei Tage vorher in Smyrna anvertraut hatte. Mit dem Boreas hatte sie durchaus nicht in ein Verhältnis kommen können, und das Völkergemisch auf ihr hatte es tüchtig empfinden müssen. Kastro, der Hauptort der Insel Lemnos, ersetzt die antike Stadt Myrina. Aber die Erforschung ihrer Reste, so wichtige und schöne Resultate sie ergab, lockte mich zunächst doch weniger als jenes oben erwähnte Eiland, das im Süden in der Ferne flach auf dem Wasser schwamm, das für die Wissenschaft noch völlig Neuland war. Hagiostrati heißt es und türkisch Boz Baba. Schiffer, die den Fremden hinüberschaffen wollten, fanden sich in dem kleinen trefflichen Hafen bald, aber noch ehe ich mit einem von ihnen handelseinig geworden war, erfuhr ich, daß der Erzbischof von Lemnos gerade dasselbe Reiseziel habe. Wenn die Winde am zahnsten sind, und die See am vertrauenswürdigsten ist, dann pflegen sich die griechischen Seelenhirten aufzumachen aus ihrer ruhigen Metropolis und ihren Sprengel zu besuchen. Aber — ihre Schäfchen sprechen es offen aus, und sie können es unmöglich verbergen — es ist ihnen weniger um die Visitation als um die Erhebung der verhältnismäßig unendlich hohen, ihnen zufallenden kirchlichen Abgaben zu tun. Zwar sagt ein oft gebrauchtes griechisches Wort: wer mit einem Papas (Geistlichen) reise, habe Unglück, aber die Gelegenheit war doch in vieler Beziehung zu lockend. Ein Besuch war rasch gemacht, und die Einladung — man werde sich ja dem Schiffer erkenntlich zeigen — war bald erfolgt. Am 3. Mai trieb eine scharfe Tramontana, der im Ägäischen Meere beliebte Nordwest, zur Abreise; aber es wurde vier Uhr Nachmittags, bis sich eine Wolke von schwarzen Gewändern und Wellen von schwarzen Bärten überragt von den hohen runden Mützen der griechischen Geistlichen dem kleinen Quai genähert hatten, bis eine Menge von Gegenständen und die Menschen in ein Boot verstaут waren, dieses uns zum Kai draußen auf der Reede geführt hatte, und bis der feierliche Abschied beendet war. Das Kai war größer als die sonst von mir benutzten, eine einmastige Bark, die Holz vom Athos geholt hatte und es zu einem Schulbau nach Hagiostrati bringen sollte. Alle Segel wurden aufgesetzt; der Wind nahm an Stärke zu, und Lemnos entschwand all-

mählich unsern Augen. Man machte es sich auf dem Holze bequem, so gut es ging, schwatzte, rauchte und schlief auch in einer Kabine, die gerade einen Menschen faßte, als es dunkel und das Wetter ungemütlich wurde. Gegen zehn Uhr Abends fand man sich vor dem ersehnten Eiland wieder — vor ihm, aber nicht auf ihm.

Wir kreuzten vor einer kleinen gegen Westwind völlig ungeschützten Keede, die im Osten, soviel sich erkennen ließ, von einem flachen Strande, im Süden und im Norden von niedrigen Höhen begrenzt wurde; auf der nördlichen ließen undeutliche Umrisse, spärliche Lichter und Hundegebell eine Ansiedlung vermuten. Eine Anlegestelle für größere Segelboote gab es auf dieser Insel natürlich nicht, wie ja die Quais für Dampfschiffe in der ganzen Levante schnell aufzuzählen sind. Unser Boot war aus Mangel an Platz in Lemnos geblieben. Auf der Insel wußte niemand von unserm Kommen. Es war dunkle Nacht geworden, und die See ging besonders hier nahe an der Küste hoch. Schreien und ein Schuß machten endlich die Leute aufmerksam, aber es verging eine Stunde, bis sich jemand zu uns herauswagte. Die Erklärung ergab sich später: die Leute hatten uns für — Seeräuber wäre ein zu stolzer Name — Diebe gehalten, die von Zeit zu Zeit von den griechischen Sporaden oder der thrakischen Küste her kommen, Schafe stehlen und wieder verschwinden. In dieser Form lebt die in diesem Inselmeere uralte Seeräuberei fort, da die Türkei die Seewacht schlecht versteht. So lebt vor allem die Furcht vor dem Seeräuber fort, die freilich den Menschen dort nach allem angeboren sein muß. Man hatte sogar den Schuß erwidert; jetzt war natürlich die Freude groß. Mit Mühe gelangten wir alle in die Boote, wenn sie ein Wellenberg zur Höhe der Bordwand hob, und an Land. Wie im Traume spielten sich diese und die nächsten Vorgänge in der Dunkelheit ab: Landung an ein paar Felsen am Ufer, Menschen, zwei bis drei schwachleuchtende Laternen, Begrüßungen, ein längerer Weg über Fels und durch Sand an der Seite des Erzbischofs, umdrängt von den Bewohnern; Eintritt in ein Häuschen, wieder Begrüßungen, Warten, Essen — endlich allein in einem Gemache, das für eine Lagerstätte auf dem Boden gerade Platz bot; Sehnsucht nach Ruhe und grausame Enttäuschung, da ältere Bewohner verschiedenster Art ältere Rechte sehr bemerkbar geltend machten; unruhiger Schlaf gegen Morgen und jähes Erwachen. Die morschen Fensterladen fliegen auf, und Hagiostrati liegt da im Sonnenschein, und das Meer erglänzt.

Es ist etwas außerordentlich schönes um dieses Sichhineinfinden in ein fremdes, zumal unerforschtes Land, um dieses Tappen, bis der Schritt sicher wird, um dieses Fügen von Strich zu Strich, bis das Bild des Landes, wie es ist, und wie es war, dasteht. Die dreieckige, mit der Spitze nach Nordosten gerichtete Insel ist, wie die von mir gesammelten Gesteinsproben erweisen, aus jungvulkanischem Gestein gebildet, wie es sich auf den Nachbarinseln im Norden und in Kleinasien findet. An den Rändern kommen jungtertiäre Bildungen vor. Die Höhen, deren höchste nach der englischen Seekarte 296 Meter mißt, sind flach gewölbt und ringsherum vom gefrässigen Meere stark benagt. Zwischen diesen Steilhängen öffnen sich auf der Ost- und der Westseite immer wieder kleine Buchten, von denen drei als Landeplätze für kleine Fahrzeuge brauchbar sind. Die größte

liegt auf der Westseite etwa drei Kilometer südlich von der Nordspitze. In ihr landeten wir. Östlich über ihr stand auf dem Ende eines Höhenzuges, der etwa auf die Mitte des flachen Strandes zuläuft, die antike Ortschaft. Es ist eine Stelle, wie sie die Alten liebten: über der Hafenbucht, an der die Schiffe an Land gezogen wurden, über dem Fruchtländ an ihr und über den beiden Tälern im Norden und Süden, den größten und fruchtbarsten der Insel; „Tenediotis“ und „Paradisos“ heißen sie heute. Eine Kapelle des Hagios Minas steht da oben; alle Mauerreste sind verschwunden, aber die kleinen Terrassen sind übersät mit Scherben von Tongefäßen, und geschnittene Steine und Münzen werden besonders nach Regengüssen gesammelt. Was ich sah und mitbrachte, beweist, daß die Stätte mindestens seit dem fünften Jahrhundert v. Chr. und bis in die späthbyzantinische Zeit bewohnt war. Wahrscheinlich wurde sie erst am Ende des vierzehnten Jahrhunderts von türkischen Kosaren wüst gelegt; davon nachher. Das heutige Dorf wurde in militärisch viel weniger geeigneter, gegen den Nordsturm geschützterer Lage im Jahre 1540 angelegt, wie eine Inschrift in der Holztür der ältesten Kirche angibt.

In einem Häuschen dieses Dorfes war es, wo ich am Morgen des 4. Mai erwachte und auf gebrechlicher Veranda unter den Blicken der Dorfbewohner bei spärlichem Wasser und eher schmutzig machenden Handtüchern meine Toilette vollendete. Wir wohnten beim Papas Georgios; er war im hohen Wuchs und Aussehen eine echt griechische Priestergestalt, aber auch darin, daß er vor allem auf sein eignes Wohl bedacht war. Er hatte offenbar seinen Amtsbruder ausgestochen, der auch Georgios hieß, ein kleiner freundlicher Herr, der sich im Dorfe größerer Sympathien erfreute. Sie waren natürlich spinnefeind; und es war eine Hauptaufgabe ihres Vorgesetzten, ihre gegenseitigen Klagen anzuhören und die der Dorfbewohner gegen beide entgegenzunehmen; es kam dabei zu Auftritten, die in ihrer Leidenschaftlichkeit hoch dramatisch wirkten; und es handelte sich fast ausschließlich — um Geld. Immer wieder schob sich ein Mann oder ein Weib durch die Tür, und die alten Frauen zumal fielen zuerst auf die Kniee vor dem Despoten, küßten aufgerichtet seine Hand mit dem erzbischöflichen Ring, fielen wieder auf die Kniee und erhoben sich dann erst zur Verhandlung, in der die entsprechende Achtung oft nicht mehr zu finden war. Diese kirchlichen Streitigkeiten, dazu Eifersüchteleien und Kleinlichkeiten — ein Schulbau wurde unterbrochen, weil man sich nach wilden Debatten über die Form und die Größe der Tür nicht einigen konnte — ersetzen auf dieser Insel die politischen Kämpfe.

Hagiostrati ist ja griechisch und hat unter 1303 Bewohnern nur vier Türken, aber es gehört zum türkischen Reiche, und zwar zum Wilajet „Archipel.“ Der höchste Beamte (Müdüris etwa = Schulze) war ein einäugiger kleiner Türke, der noch jeden Namenszug des Sultans küßte, von mir ein Zeugnis über gute Führung zu haben wünschte und vom Griechischen wenig mehr als das oft gebrauchte „ich danke“ kannte. Sein Sekretär, ein Schwarzer aus Nordafrika, sprach Griechisch und war mein immer hilfsbereiter Begleiter zusammen mit dem Polizeimeister, der die vier höchst wenig präsentablen Saptiehs griechischer Nationalität befehligte und Italienisch verstand. Der vierte Türke und Beamte ist

der Zolleinnehmer. Die Gegensätze zwischen Arm und Reich sind sogar hier stark, aber reich ist auf einer solchen Insel schon, wer überhaupt besitzt. Die Höhen sind so kahl, daß Ziegen und Schafe nur in geringer Zahl Nahrung finden, und was in den Tälern, auf der Sohle und in mühsam geschaffnen Terrassen oder in Gärten gebaut wird, gedeiht auch nur, wenn im Frühjahr reichlich Regen fällt. Als ich hinkam, hatte es seit Monaten nicht geregnet; alle Bittgänge um die Felder, alle Nachtwachen in den Kirchen hatten nichts geholfen; man sah trübe in die Zukunft. Und trotzdem zahlt man bei einer jährlichen Einnahme von etwa 2000 türkischen Pfund 700 bis 800 Pfund Abgaben (das Pfund = 18,50 Mark); so rechneten mir vertrauenswürdige Personen im einzelnen vor; der Zehnte und die Soldatensteuer für nicht zu leistenden Kriegsdienst sind die Hauptposten. Die Wohlhabenden besitzen in kleinen Stücken das Fruchmland zwischen dem alten Stadtberg und dem Strande. Niedrige, aus Steinbrocken aufgeschichtete und mit Gestrüpp überdeckte Mauern scheiden die Parzellen, und auf ihnen gedeihen bei reichlichem Wasser Frucht- bäume, Gemüse, Blumen und die wohlriechenden Kräuter, an denen der Süden so reich ist. Feigen-, Nuß-, Mandel- und Maulbeerbäume stehn dort und Zitronenbäumchen, deren Früchte auf den Nachbarinseln geschätzt sind, aber Orangen fehlen völlig, und Öl-bäume sind selten. Auch Wein wächst nur auf einer Flur im Nordosten, die „Halonisi“ genannt wird. Der Besitzer eines solchen Gartens hatte uns eines Abends hineingewöhnt und an Früchten und Blumen das Beste gebracht, was er hatte. Blütenbeschwert war der Rosenstrauch, unter dem wir lagen; wuchtig zogen daneben riesige Zitronen die Zweige herunter; die Luft war gesättigt mit Duft; kein Blatt regte sich; paradiesisch schön und friedlich still war es, nur aus der Ferne vernahm man eintönige Musik und Gesang. Sicherlich mußte wenig Wochen später alles verdorrt sein, und die Stürme von Norden her brausen. Wir gingen den Tönen nach und fanden ein malerisches Bild. Es war ein Festtag, der Tag des heiligen Georgios. Auf einem kleinen freien Plage im Dorfe saßen auf der einen Seite die Männer bei Wein und Raki, auf der andern hockten auf der Erde die Weiber in ihren weißen Kopftüchern mit den Kindern. Dazwischen aber tanzten unermüdlich nicht ohne Grazie einige Männer den „Sirto“ im Kreise, und einer spielte auf einer selbstgefertigten primitiven Mandoline eine monotone Melodie. Verständige Leute sehen die volkswirtschaftliche Schädlichkeit der zahllosen Festtage ein, aber man feiert sie weiter, klagt über seine Misere und sucht sie zu vergessen. Man hatte schon vorher den beiden Priestern und andern Georgen zum Namenstage Glück gewünscht und dabei Kaffee getrunken, Süßigkeiten und veritabeln Schürzlechen gegessen, der nur süßer und fetter war als bei uns. Überhaupt aß ich als Tischgenosse des behäbigen Kirchenfürsten nicht schlecht. Hier ein Menü: Suppe, Salat, gekochtes Fleisch, Sardellen, Pilaw, gekochte Saubohnen, Käse und dazu Wasser und Brot. Gekochte oder gebratne Fische, Langusten, Eier, dicke Milch standen sonst noch auf dem Küchenzettel. Davon waren Fleisch und Eier etwas besonders. Fische und Saubohnen sind die gewöhnliche Nahrung. Das eigne Korn deckt nicht den Bedarf, während Gemüse auch ausgeführt wird.

Das Dorf zeigt den Typus griechischer Inseldörfer; man sieht es besser von außen als innen an. Vom Strande, wo eine kleine Einbuchtung als Hafen dient, ziehn sich die Häuser und die Hütten den Hang so weit empor, daß der Nordwind sie nicht allzu scharf packen kann. Die Mauern sind aus den an Ort und Stelle gebrochenen Tuffbrocken aufgeschichtet und tragen gewöhnlich keinen Verputz oder Anstrich. Ziegelgedeckte Satteldächer ragen erst vereinzelt zwischen den flachen Erddächern. Aus dem obern Stockwerk springen gewöhnlich erschreckend leicht gebaute Balkone und Galerien vor, wie denn alles Holzwerk bei dem Baummangel sehr schwach ist. Regellos ist ein Haus zum andern gefügt; die Wege winden sich in verschiedner Breite — sie sinkt nicht selten auf ein Meter — und in verschiedner Steigung zwischen ihnen hindurch. Der glatte weiche Fels bildet das Pflaster. Die Metropolis ist modern und gleichgiltig, sehenswert sind nur oberhalb von ihr eine Kapelle der Panagia mit teilweise zerstörten Fresken aus dem Ende des sechzehnten oder dem siebzehnten Jahrhundert und die Kirche des Eponymos der Insel, des heiligen Eustratios. Sie steht auf dem steil über dem Meere aufragenden Westende des Höhenzuges innerhalb des kleinen alten Kastro. Dessen Süd- und Westseite bedurften kaum des künstlichen Schutzes; im Osten läuft eine schlechte Mauer den Berg hinan, war nach Nordwesten weitergeführt und hier gegen die aufsteigende Höhe durch einen in den Fels geschnitten Graben geschützt. Diese Höhe trägt den Friedhof, der aus der Ferne einem Kastell gleicht, und Windmühlen, von denen ein Teil im Verfall ist. Das Tor zum Kastro stand natürlich im Südosten; es ist wie ein Stück der Ummauerung im Freiheitskriege zerstört worden; ein eisenbeschlagener Torflügel liegt noch am Boden. Eine enge, stellenweise überbaute Gasse führt zur Höhe, zur Kirche des Heiligen. Wie kommt es, daß er dieser Insel seinen Namen gegeben hat? Versuchen wir es auf einem kurzen Umwege zu ergründen.

Nach den Heiligenleben wurde Eustratios in einer Stadt Bithyniens geboren. Es zog ihn zum geistlichen Leben, und da zwei Oheime Vorsteher des Klosters Nigari auf dem bithynischen Olymp oberhalb Brussa waren, trat er dort ein und wurde später selbst Abt. Aber die Bilderstürmer vertrieben ihn zwischen 813 und 820; erst 843 konnte er zurückkehren und beschloß im fünf- undneunzigsten Jahre dort sein Leben. Während der Verfolgung soll er in der Heimat gelebt haben. Aber hier klafft in jener — schlechten — literarischen Überlieferung vielleicht eine Lücke. Es scheint, er sei auch über das Meer gegangen, zu dieser Insel gekommen, wie denn zu derselben Zeit zuerst Mönche auf dem nahen Athos nachweisbar sind, und habe auf ihr längere oder kürzere Zeit gewohnt. Im Jahre 1420 nennt der italienische Reisende Buondelmonte die Insel schon Sanstrati und sagt, sie sei infolge türkischer Verwüstungen unbewohnt und hege verwilderte Tiere. Um 1522 schreibt ein türkischer Korjar und Geograph Piri Reis, auf der Insel werde ein Grab gezeigt, und die Ungläubigen behaupteten, ein „Santo Istwarto“ habe darin gelegen, die Rechtgläubigen aber, ein Mann namens Boz Papas. Jetzt wird es Licht: offenbar hatte sich zwischen dem neunten und dem fünfzehnten Jahrhundert durch die Verknüpfung mit einem wohl antiken Grabe die Legende gebildet, der Heilige sei auf

der Insel gestorben und begraben. So wurde zuerst jene Gegend — es ist die Nordostplatte, die noch heute im besondern Hagios Eustratios heißt —, später die ganze Insel nach ihm benannt. Wie hieß sie vorher? Auf diese naheliegende Frage soll in einem zweiten Exkurse geantwortet werden. Der türkische Sponymos aber ist nie Fleisch und Bein gewesen; der Papas in dem Namen ist offenkundig noch der Papas Eustratios, und Boz heißt „verlassen“; so kannten ja die Türken die Insel. Erst 1540 wurde sie neu besiedelt.

Die Inschrift, die dieses meldet, ist das einzig beachtenswerte in jener Kirche des heiligen Eustratios, der vorher von ihrer Beschreibung ablokte. Sie steht in sorgfältig ausgeführten Buchstaben auf der einst auch mit flüchtigen Malereien geschmückten Tür, die vom Narthex in die Kirche führt, ist aber erst 1633 bei einem Neubau eingeschnitten worden. Prächtig ist der Blick über das Meer bis zum Athos und zu den griechischen Sporaden und über das Dorf und die Insel. Das Dorf wächst natürlich nach Osten zu, und dort wurde auch das erwähnte neue Schulhaus gebaut, dessen Kosten zum Teil Griechen im Vaterlande bestritten haben. Ich besuchte das alte und fand ein recht geräumiges Zimmer mit je drei großen Fenstern nach Norden und nach Süden. Die vier Klassen werden darin zu derselben Zeit unterrichtet; die erste sitzt vorn; eine Rangordnung gibt es nicht. Ich hörte Gedichte und Prosa lesen und erklären und Gesang, und es wollte mir scheinen, daß der Schulmeister, der aus dem fernen Kalygnos gekommen war, seine Sache ganz leidlich machte. Einen Medschid (3 Mark 60 Pfennige) zahlen die Ärmsten an Schulgeld jährlich, die Reichen mehr. Der altangeborene Bildungstrieb der Griechen läßt sich auch auf der ärmlichsten, weltentlegensten Insel nicht ersticken; die Regierung tut natürlich für das Schulwesen noch weniger als nichts.

Bald wurde uns das Dorf zu eng; Maultier oder Esel wurden gemietet, und der Besitzer, ein köstlicher Alter, der seinen Esel „Blitz“ getauft hatte und mich durchaus als zweiter Diener in die Ferne begleiten wollte, führte uns bergauf bergab durch seine Heimat. Archäologisch war außer auf dem alten Dorfberge nicht viel zu holen. Nach „Buchstaben,“ d. i. antiken Inschriften, wurde zuerst mancher vergeblicher Abstecher gemacht. Einmal schleppte uns ein armer Teufel, dessen Rock und Hose mehr Löcher als Zeug enthielten, fast bis zur Südspitze, wo er uns endlich triumphierend einen großen Stein zeigte, auf dem man bei gutem Willen ein Kreuz erkennen konnte. Daß er mit einigen „Schmeicheleien“ den versprochenen Backschisch erhielt, rührte ihn tief. Zu Beginn dieses Ausfluges war es, daß ein Saptieh, der zu Fuß lief, einem Jungen, der von der Ostküste zur Stadt wollte, Mehl zu holen, trotz allem Schreien einfach seinen Esel wegnahm, um sich dessen bis zum Abend zu erfreuen. Mittagsrast hielten wir in einem der wenigen Einzelgehöfte im Innern der Insel. Diese wird sonst wie die meisten kleinern Inseln vom Dorfe aus bebaut. Ein solches Gehöft (Mandra) wird nur in der guten Jahreszeit bewohnt; seine Bestandteile sind ein Haus mit roh aus Steinen geschichteten Wänden und eine vorgelegte Umhegung mit niedriger Steinmauer; in dieser ruht das Vieh zur Nacht, in jenem haust der „göttliche Schaf- oder Ziegenhirt“ mit Weib und Kind. Die Bewachung ist wie einst laut bellenden, zähne-

fletschenden Hunden überlassen, und das beste Mittel gegen sie sind wie einst gutgezielte Steine. Der Mann bereitete gerade, wie der Kyklop, Käse in kleinen runden Körben, aber er unterbrach die Arbeit und stellte das Wenige, was ihm eigen war, zur Verfügung. Im Schatten der Mauer saßen wir auf der Erde, auf Steinen oder Sätteln und schmauseten Brot, dicke Milch, Käse, Honig und schöpften alle zusammen aus einer Schüssel frischwarmer Milch und Brotbrocken, die hineingeschnitten waren. Ein paar kleine Silberstücke nahm beim Abschied zögernd der Sohn, ein echter kleiner Hirt; gefordert hätte man sie nicht.

Allmählich lernte ich auch die drei größten, das ganze Jahr hindurch bewohnten Besitzungen im Innern der Insel kennen. Von ihnen aus wird der umfangreichste und teilweise der beste Grundbesitz bewirtschaftet; aber es ist leider Besitz der Toten Hand. Drei Athosklöster sind die Eigentümer: das alte Lavra, Karakallu und Dionysiu. Während ihnen die Besitzungen auf dem Festlande größtenteils verloren gegangen sind, haben sie auf den Inseln noch viel gerettet; und sie lassen diese „Metochia“ durch Klosterbrüder, die auf Zeit abgeordnet werden, verwalten. Wie ein Waldmensch mit langem wildem Barte trat uns in dem malerisch liegenden aber verfallenden Gemäuer des Metochi Lavras der Bruder entgegen. Mochte er sonst wegen seines Geizes und seiner ungeschliffnen Manieren wenig beliebt sein, mochte auch der Erzbischof auf der Rückfahrt über sein dürftiges Ehrengeschenk in Naturalien schimpfen, uns nahm er höchst freundlich auf, bewirtete uns mit Kaffee und Süßigkeiten und wollte uns nicht wieder lassen.

Jeder Ausflug war kulturgeschichtlich lehrreich, und endlich sollte auch noch die Akademie der Wissenschaften mit einer Inschrift auf ihre Kosten kommen. Man hatte mir schon öfter von einem großen Felsblocke erzählt, der nördlich vom Dorfe läge und mit Buchstaben bedeckt sei, die niemand lesen könne, die deshalb sicherlich „hebräische“ seien. Nun können ja die Neugriechen auch altgriechische Inschriften nicht lesen; also „Hoffnung, du sollst uns umschweben . . .“ Auf kahler Höhe dicht über dem Steilhang fand sich in der Tat der Block. Er ist auch zweifellos zu irgendeiner Zeit bearbeitet worden, aber die angeblichen Zeichen sind natürliche Ritzen; und es muß zweifelhaft bleiben, ob der Name dieser Gegend „Evrakfi“ jene Deutung oder diese Deutung den Namen veranlaßt hat. Ich strebte weiter; und da zeigten sich im nächsten kleinen Tale unzweifelhafte Reste einer antiken Nekropole, und einer kamte weiter nördlich noch einen Stein, der wirklich altgriechische Buchstaben trug. Zwar sind es nur die zwei Zeilen *Φιλόστρατος μεγάλη θεῶν* (Philostatos der Großen Göttin), aber es ist eine Inschrift des dritten Jahrhunderts v. Chr. und das erste bekannt gewordne Denkmal der Verehrung dieser „Großen Göttin“, deren Kult für Lemnos literarisch bezeugt ist. Ein ärmliches Denkmal der Gottesverehrung auf ärmlicher Insel! Lieber hätte man ja einen Volksbeschuß oder eine Weihung mit dem Namen der Insel gehabt; aber wie hätte man die auf diesem Eiland erwarten dürfen, das sicher nie selbständig, politisch oder an Reichtum hervorragend war. Demnach scheint es, als ob der antike Name, den der Heilige mit dem seinigen verdrängte, für immer verloren wäre. Das Schicksal hat es besser gefügt: die Nordostecke wird „Salonisi“ genannt, und

da fällt einem das alte historisch bekannte Halonnesos ein. Sollte Hagiostrati das bisher vergeblich gesuchte Halonnesos sein? Ich wenigstens bin zu der Überzeugung gelangt, nachdem Kiepert es einst vermutet hatte, und möchte, ohne dem Leser das wissenschaftliche Material langweilig vorzulegen, die Geschichte der Insel bis auf den heiligen Eustratos kurz folgendermaßen skizzieren und so den ersten Ausflug in die Geschichte nach rückwärts ergänzen.

Noch unter dem Tyrannen Pisistratos (560 bis 527 v. Chr.) besetzte der ältere Miltiades die Inseln Lemnos und Imbros. Damals oder schon vorher nahmen die Athener auch Halonnesos (Hagiostrati), das für die Segelschiffahrt einst wie heute eine wichtige Etappe war, für Fahrten von Ost nach West, von Süd nach Nord, in der Richtung von Smyrna nach Saloniki und von Athen zu den Dardanellen, in deren Verlängerung sie liegt. Die älteste von mir gekaufte Münze ist ein athenisches Silberstück des fünften Jahrhunderts v. Chr. Die Insel gehörte zu Lemnos wie heute; ihr Name fehlt darum in den Verzeichnissen der Mitglieder des attischen Reiches. Erst im folgenden Jahrhundert taucht er in der literarischen Überlieferung auf. Athen war nach dem letzten Aufleben wieder schwach geworden; die Bundesgenossen wieder abgefallen; die See ohne starken Herrn. Das war wieder einmal eine prächtige Zeit für Seeräuber im Ägäischen Meere, und einer mit Namen Sostratos setzte sich, wie es scheint um 355, auf Halonnesos fest, das für die Ausübung seines Gewerbes so bequem lag. Die Athener störten ihn nicht, aber der Löwe aus dem Norden, Philipp der Zweite von Makedonien, nutzte die Gelegenheit, sich der auch für ihn wichtigen Station zu bemächtigen. Plötzlich erinnerten sich auch die Athener ihres alten Besitzes; sie forderten ihn zurück, und Philipp antwortete zuvorkommend: er wolle ihnen das Eiland geben, zurückgeben könne er es aber nicht, er habe es ja nicht ihnen genommen. Ob es dem klugen Diplomaten ernst war? Jedenfalls kannte er seine Gegner. Der athenische Stolz empörte sich gegen diese Zumutung; Verhandlungen begannen auch über diesen Punkt; und ein Freund des Demosthenes, Hegesippos, hielt im Jahre 342 die unter des großen Redners Werken erhaltene Rede: „über Halonnesos.“ Erst bei Chäroneia (338) löste das Schwert auch diese Verwicklung. Philipp behielt die Insel und nahm andres dazu; unter meinen Münzen ist auch ein gut erhaltenes Bronzestück Philipps des Zweiten. Halonnesos hatte seine — freilich nur passiv — politische Rolle ausgespielt. Nur ein paar Geographen nennen es noch, und Lexikographen notieren es als etwas, das einmal berühmt war. Alle diese Nachrichten sind unbestimmt gehalten, aber sie verraten doch, daß Halonnesos ein Dorf trug und in der Nähe von Lemnos und den sogenannten Nördlichen Sporaden lag — ganz wie Hagiostrati. Es blieb lange in makedonischer Gewalt und wurde erst in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts wie die Nachbarinseln wieder athenisch; das verraten auch die gefundenen Münzen. Die Insel ging in das römische und dann in das byzantinische Reich über; aus beiden Perioden sind die Münzen zahlreich. Sie verlor ihren alten Namen und wurde zu Hagiostrati.

Zweimal zog ich zu jener Flur „Halonisi“ im Nordosten. Die Kirchlein dort bargen wie andre der fünfundvierzig auf der Insel nur wenig Marmor-

stücke, keine Inschriften; aber etwas besonders war ja auch gerade dort nicht zu erwarten. Dabei wanderte ich auch den Nordrand entlang, der kräftigere Formen zeigt. Zwischen Felsen, vom Nordstürme gebeugt, steht dort noch Eichenwald; doppelt angenehm weht unter ihm der Seewind, Vögel machen sich bemerkbar, und in der Ferne liegt lockend Lemnos, das für Hagiostrati die Welt ist.

Für den 8. Mai früh wurde die Abfahrt angefahrt. Unser Kapitän war nach Lesbos gegangen, um Kalk für den Bau zu holen; der Besitzer des einzigen, das auf dem Strande ruhte, machte sich die Gelegenheit zunutze, aus so kostbarer Fracht entsprechenden Gewinn zu ziehen. Trotzdem daß wir ihn auf die Hälfte herabgehandelt und gedroht hatten, wir wollten lieber unser Leben dort beschließen, zahlten Erzbischof und Fremdling für sich und Begleitung doch jeder eine schöne goldne Lira (18 Mark 50 Pfennige). Der Wind war schwach, aber die Sehnsucht fortzukommen bei allen groß. Das Volk sammelte sich am Ufer. Es gab viel Händedrücke und gute Wünsche. Der Sekretär begleitete uns; er wollte zum Wali, eine bessere Stelle zu erbitten. Wir stehn im Schiff, das noch gefesselt ist. Der Despotis tritt in vollem Ornat an die Spitze. Am Uferende reihen sich die Schüler und singen die türkische Nationalhymne. Der Schulmeister dankt dem Erzbischof für sein Kommen und Wirken. Er erwidert, schließt mit einem Hoch auf den Landesherrn und fügt unter Hinweis auf den fremden Gelehrten ein zweites auf den mächtigen deutschen Kaiser hinzu. Laut klingt das „Cito“ (er lebe) zurück. Dann segnet er das Volk und die Insel, und das Kapitän gleitet in die See hinaus (9 Uhr). Es war eine Szene, in der sich Altes und Modernes, Geistliches und Profanes zu einem unvergeßlichen Ganzen fügten. Auch für die Inselaner war es eine seltne Zeit — die Kinder würden noch von ihr reden, sagte man —: der erste Erzbischof seit längerer Zeit, der erste Europäer, und wenig Tage später berührte zum erstenmal seit Menschengedenken der Regierungspräsident (Mutesarrif) auf der Fahrt nach Lemnos die Insel.

Einige Barken folgten uns eine Strecke weit. Der Wind führte uns langsam an der Insel entlang nordwärts. Aber es schien, als wollte sie uns nicht lassen. Vor der Nordspitze, an der eine kleine Insel gleich einem Stier ruht, kreuzten wir; aber wir verloren Zeit, ohne bessern Wind zu gewinnen. Wir aßen. Ich schrieb einen Brief. Der Erzbischof wurde verstimmt, je mehr die Aussicht zu schwinden schien, daß er zur Nacht wieder in seinem Bette ruhe. Die Segel wurden schlaffer, und Helios hatte seinen Wagen schon zur Mittagshöhe gelenkt. Und doch hätte ich immer so weiter segeln mögen; es war unsagbar schön. Ringsum fast glattes dunkles Meer; hinter uns auf ihm wie eine Riesenschildkröte Hagiostrati; vor uns die niedrigen gezackten Bergzüge von Lemnos und über ihnen in der Ferne der 1600 Meter hohe Berg von Samothrake, „die Warte Poseidons,“ um deren Gipfel zwei silberne Wolkenballen schwebten. Fern im Südwesten ragten hier und da Spitzen auf, die nördlichsten der sogenannten Nördlichen Sporaden; weit, weit im Nordwesten zeigte sich in schwachen Umrissen Thasos; und dazwischen stand scheinbar nahe das Wahrzeichen dieses Meeres, der massige Keil des Athos mit einem Diamanten auf der Spitze, dem letzten Schnee. Noch monatelang sollte ich in dieser grandiosen Szenerie Staffage

sein, aber ich habe sie nie wieder so genossen. Poseidon war gnädig und sandte uns endlich „nach sehnlichem Harren günstigen Fahrwind.“ Aber er führte uns nur bis in die Nähe unsers Zieles, dann mußten wir „arbeitend mit schöngelätteten Rudern“ das Meer erregen, „und müd hinsanken die Glieder.“ Die Sonne schwand, die Sterne zogen herauf, und uns narrete lange das Südwestkap von Lemnos. Fern im Westen glitt das Licht eines großen Dampfers dahin. Und endlich, endlich leuchteten uns auch die Lichter von Kastro. Nach vierzehnstündiger Fahrt liefen wir wieder in den Hafen ein.



Montesquieu

Von Hans von Mezen



or hundertundfünfzig Jahren, am 10. Februar 1755, verschied Montesquieu, der große französische politische Schriftsteller, der bekanntlich im Verein mit Rousseau einen außerordentlich weitgehenden Einfluß auf die Gestaltung der staatlichen Verhältnisse der ganzen Welt ausgeübt hat. Er war geboren am 18. Januar 1689 auf dem Schlosse La Brède bei Bordeaux und stammte aus einer vornehmen Adelsfamilie, die dem Lande eine Reihe wackerer Krieger und tüchtiger Juristen geliefert hatte. Er wurde 1714, sobald er das vorschriftsmäßige Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht hatte, Rat bei dem Parlamente zu Bordeaux, dem obersten Gerichtshofe der Provinz Guyenne. Im folgenden Jahre heiratete er Jeanne de Lartigue, die ihm hunderttausend Livres zubrachte, eine vortreffliche, tüchtige Frau war, aber nur wenig Reize hatte. Merkwürdigerweise war bei der Eheschließung vor dem Pfarrer einer der Zeugen ein Schneider, der seinen Namen nicht unterschreiben konnte. Ein Onkel von Montesquieu, président à mortier (Senatspräsident) bei demselben Parlamente, der ihn nach dem frühzeitigen Tode des Vaters in seine Obhut genommen hatte, hatte die Dame für ihn ausgesucht. Im Jahre 1716 erhielt Montesquieu selbst die Stelle des Onkels, die ihm dieser mit seiner ganzen übrigen Habe testamentarisch hinterließ. Alle diese Posten waren damals in Frankreich vererbliche und veräußerliche Vermögensobjekte.

Montesquieu fand wenig Geschmack an Amt und Familie. Er benahm sich in beiden Lebenskreisen mit Anstand aber entzog sich ihnen soviel wie möglich und hielt sich mehr in Paris als zu Bordeaux oder auf seinem Gute La Brède auf. Er war ein Mann von viel Geist aber kein Heiliger. Er liebte ernste Studien sehr, schätzte aber andererseits auch die Welt und das Vergnügen. Wollte man diesen Zug des leichtlebigen Gascogners mit Rücksicht auf die sonstige Größe des Mannes unterdrücken, so bliebe sein Bild unvollständig. Auch seine Schriften würzte er, dem damals herrschenden Geschmack entsprechend, vielfach mit Laszivitäten. Es war die Periode vor und nach der Regentschaft des Herzogs von Orléans.